Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur

Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte

Band: 62 (1982)

Heft: 3

Artikel: "Frei wären die Schweizer?" : Goethes Briefe aus der Schweiz : erste Abteilung

Autor: Schnyder-Seidel, Barbara

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-163924

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

BARBARA SCHNYDER-SEIDEL

«Frei wären die Schweizer?»

Goethes Briefe aus der Schweiz — Erste Abteilung

> *Frei wären die Schweizer? frei diese wohlhabenden Bürger in den verschlossenen Städten? frei diese armen Teufel an ihren Klippen und Felsen? Was man den Menschen nicht Alles weis machen kann! besonders, wenn man so ein altes Märchen in Spiritus aufbewahrt ... nun erschuf ihnen die liebe Sonne aus dem Aas des Unterdrückers einen Schwarm von kleinen Tyrannen durch eine sonderbare Wiedergeburt ... und nun sitzen sie hinter ihren Mauern, eingefangen von ihren Gewohnheiten und Gesetzen, ihren Fraubasereien und Philistereien, und da draussen auf den Felsen ist's auch wohl der Mühe werth, von Freiheit zu reden, wenn man das halbe Jahr vom Schnee wie ein Murmelthier gefangen gehalten wird.*[1]

Die Briefe aus der Schweiz erschienen (1808) auch als *Fragmente von Werthers Reisen* unter dem Vorwand, Werther sei vor seiner Bekanntschaft mit Lotte in der Schweiz gewesen; in seinem Nachlass von einem Freund gefunden und kopiert, seien sie *uns,* Goethe, geschickt worden – «... *und mögen wir dem Gefühl und Urtheil des Lesers auf keine Weise vorgreifen*».

Weder Daten noch Absendeort aufweisend, fünfzehn an der Zahl, richten sich die Briefe an einen namenlosen Freund mit der Ansprache: «*Wie ekeln mich meine Beschreibungen an, wenn ich sie wieder lese! Nur dein Rath, dein Geheiss, dein Befehl können mich dazu vermögen ... So geht denn hin, ihr Beschreibungen! betrügt meinen Freund, macht ihn glauben, dass ich etwas thue, dass er etwas sieht und liest.*»

Da werden gleich am Anfang zwei Vorbehalte angebracht, und dann setzen die Briefe ein wie mit einem Trompetenstoss: «*Frei wären die Schweizer?*» 1830 wird Goethe in *Dichtung und Wahrheit* schreiben, die Schweizer seien über diese Briefe sehr unwillig gewesen, er habe deshalb auf eine beabsichtigte Fortsetzung verzichtet. Wir dürfen getrost annehmen, dass er, wie bei anderen Vorhaben, das Interesse verloren, das Thema fallen gelassen hat, weil neue Pläne ihn erfüllten. Ob und wer in der Schweiz

bei Erscheinen dieser Briefe unwillig war, ist nämlich nirgends festzustellen. 1808 war politisch alles im Umbruch, die Eidgenossenschaft von 1797 überholt. Das schrieb dann auch Gottfried Keller im *Grünen Heinrich* im ersten Kapitel, rückblickend auf 1820: *«Dazumal war es nicht mehr ganz jene Schweiz, welche dem Legationssekretär Werther so erbärmlich vorgekommen ist . . .»*

In unserer Zeit aber wurde der Finger auf die Stelle gelegt; als die braunen Machthaber in Deutschland riefen: «Goethe, du bist unser», sagten wir: «Seht, er, Goethe war eben doch ein Deutsch-Nationaler, ein Anhänger des Absolutismus, ein Fürstenknecht». Natürlich gab es die Überlegenen, die auch diesen Text einzubauen vermochten ins Gesamtwerk.

Es blieb still um die *Briefe* bis 1979, 200 Jahre nach der zweiten Schweizerreise, in einer Zeit, die alles in Frage stellte. Und eben die, die alles in Frage stellten, entdeckten die Stelle, mithin in Goethe, dem Klassiker des Bürgertums, *ihren* Kronzeugen *«Frei wären die Schweizer . . .»,* Wort für Wort, und sie riefen: «Goethe, du bist unser.» Im Goethe-Jahr 1982 wurde der Text bereits im deutschen Rundfunk genüsslich gelesen. Goethe ist für alle und alles da.

*

Interessant ist, dass die Briefe (immer handelt es sich besonders um *«Frei wären . . .»*) von Schweizer Germanisten entweder als Ganzes umgangen oder als unwichtig angesehen werden. Die deutschen Herausgeber sind unverblümter in ihrer Kritik: *Herzfelder*[2] schrieb 1891, dass sie weit mehr den Unmut, die innere Unruhe und die leidenschaftliche Bewegung spiegelten, die Goethe nach seiner Rückkehr wieder umtrieben; er schrieb sie noch 1775 zu. *Bode*[3] rügte 1922, dass Goethe sich gegen das ganze Schweizervolk so habe wenden können, er hätte es mit anderen sterblichen Menschen vergleichen müssen, da hätten die Schweizer und ihre Freiheit in Ehren bestanden. Früher schon urteilte *Geiger*[4] die Briefe ab: eine Werther-Stimmung herzustellen, sei Goethe nicht mehr gelungen, aus dem jugendlichen Stürmer sei ein kindischer Fant geworden.

*

Zum ersten Mal zur Sprache kommen die Briefe bei Goethe 1796. Schiller hatte am 12. Februar dringend Elegien für die *Horen* verlangt, und Goethe schrieb entschuldigend zurück, er *leide* immer noch am Karneval und seinen Lustbarkeiten und ankommenden und zu unterhaltenden Prinzen; da

er noch nichts zu liefern wisse, habe er in alten Papieren gesucht und wunderliches Zeug gefunden, meist *Individuelles und Momentanes,* das nicht zu brauchen sei; um wenigstens seinen guten Willen zu zeigen, schicke er *eine sehr subjektive Schweizerreise.*

In den *Horen* erschienen dann die doch eher objektiven Briefe von der Schweizerreise 1779. Was sonst jener Sendung beilag, ist unbekannt, Schiller schwieg sich aus. Dagegen steht wenige Tage später im Tagebuch: *«Fing an zu dictiren an Werthers Reisen»,* möglicherweise das Vorwort mit der Fiktion der im Nachlass gefundenen Papiere, dem *Individuellen und Momentanen,* man denkt an zusammengesuchte Zettel, Blätter und Entwürfe; alles ergab 16 Druckseiten. Sie lassen sich zeitlich verschiedenen Epochen, Stimmungen und Schauplätzen zuordnen, keinesfalls nur der Schweiz von 1775 und 1779. Er hat womöglich, in jenen Nach-Karnevals-Tagen von 1796, noch das *«Wie ekeln mich meine Beschreibungen an»,* vorangesetzt, gleichsam als Regie-Anweisung, wie die Texte des jungen Werther zu lesen seien: als Äusserungen eines Untertanen eines deutschen Fürsten, der zuerst einmal in der Schweiz enttäuscht ist, nicht die totale Freiheit zu erleben, sondern wiederum einen Staat mit seiner Ordnung und seinen Gesetzen, seinen langweiligen und widrigen Geschäften. Sicher gab es den *Schwarm der kleinen Tyrannen* in der damals ohnehin morschen Eidgenossenschaft, nicht unbedingt nur in der Obrigkeit, auch im gesellschaftlichen Leben, in der Kirche, den Zünften und der Wissenschaft, der Literatur.

Wenn deutsche Herausgeber schrieben, die Erlebnisse seien an keine bestimmten Orte (in der Schweiz) gebunden, und selbst wenn einer genannt würde, sei nichts zu beweisen – meinten sie es ernsthaft oder aus Takt? Da reizt es doch, unzimperlich die Objekte zu orten und fürs erste nach den *«wohlhabenden Bürgern»* in den *«verschlossenen Städten»* Genf und Zürich zu sehen. Über Basel hat sich der Briefschreiber zu wenig geäussert; Bern entfällt, da waren sie, Goethe, Karl August und ihre Suite 1779 wenige Tage und bei schönstem Wetter. Sie hatten das Glück, interessante Leute und das Alpenglühen zu sehen, sie waren des Lobes voll über Anlage und Gebäude der Stadt. (Man soll nicht boshaft daran erinnern, dass der Stand Bern Sachsen-Weimar ein Darlehen gewährte, denn die Stadt war weit herum berühmt für ihre grossangelegte Architektur.) Die wohlhabenden Bürger mögen hauptsächlich in Genf gewesen sein; in Zürich mokierten sich Goethe und Karl August über den schwerreichen Oberst Escher, der eine geerbte kostbare Sammlung nicht zu schätzen wusste, mehr nicht. In Genf lebten nach Karl August *«ganz abscheulich fatale Kerls mit viel Geld».* Tatsächlich galten die Genfer damals als Bankiers Frankreichs, man erzählte von ihrem Wucher und wieviel sie im Handumdrehen verdienten

und sich die herrlichsten Landsitze ausserhalb ihrer *verschlossenen Stadt* bauten.

Zwar hat man Goethe zu seinem Erstaunen als *auteur de Werther* gekannt und charmiert. Er war und blieb schlecht gelaunt, nicht nur des schlechten Wetters wegen; wie Voltaire dünkte auch ihn die Atmosphäre der Stadt kleinlich, eng. – Erst Jahre später, nach 1822, lernte er von Weimar aus Genf mit seiner Ausstrahlung kennen durch seinen jungen Freund, den kultivierten Prinzenerzieher Frédéric Soret.

Dass Goethe genau so missmutig auch über eine andere Stadt, die ungeliebte, ihn doch so sehr ehrende Vaterstadt reden konnte, ist bei Eckermann nachzulesen: *«In Frankfurt herrscht der krasseste Geldstolz, die Köpfe sind dumpf, beschränkt und düster.»*

«... hinter ihren Mauern, eingefangen von ihren ... Fraubasereien.» Von Genf aus schrieb er Frau von Stein, von den *«Frau Basen»* verärgert, über das Palaver der Genfer Bekannten wegen der Tour zum Mont Blanc im Spätherbst (bis Seigneur de Saussure für den Plan entschied). *Fraubasereien* kommt aber in keinem deutschen Wörterbuch vor, Goethe hat es nur einmal gebraucht[5]. Im Schweizerischen Idiotikon kann *Fraubäsele* in Zürich-Zollikon z. B. heissen, «sich mit Weibergeschäften und Weiberintriguen abgeben». In Genf war der Zürcher Tobler, kann sein, er tröstete mit dem Wort, das Goethe erheiterte, und so kann vermutet werden, er habe aus Freude darüber *Fraubasereien* daraus gemacht.

«... ihren Gewohnheiten und Gesetzen ... und Philistereien.» Darüber gibt es in *Dichtung und Wahrheit* Exkurse im Buch vom Zürcher Aufenthalt 1775 beim Herzensfreund Lavater. Mit diesen «Philistern» konnten kaum andere gemeint sein als Lavaters Gegner, in Trostbriefen jener Jahre, auch noch 1779, *«Nebel- und Krötengeschlecht, dikhirnschalige Wissenschaftsgenossen, Schurcken von Landsleuten»* genannt, voran Bodmer mit seiner überlebten Wissenschaft, Breitinger und Hottinger, alle die würdigen, gelehrten Herren. Sie ihrerseits griffen gar nicht behutsam den Minister in Weimar an, sein arges Treiben mit dem Herzog hatte sich auch in Zürich herumgesprochen. Da war eine gesalzene Revanche aus Weimar am Platz.

*

Der wohlhabenden Bürger Unfreiheit in den Städten ist eine andere als jene von Werther gesehene. Mit der Wendung *«Frei diese armen Teufel an ihren Klippen und Felsen ...»* setzt er das Extrem der Armut im Wallis als Attacke gegen Rousseausches *«Zurück zur Natur»* und Hallers *«Vergnügtes Alpenvolk»* in der idealen Freiheit. 1779, im Reisebericht, sah er in Leuk sehr wohl, dass *Mangel und ängstlicher Erwerb dieser privilegier-*

ten – privilegiert, in dem *wunderschönen Wallistal* zu leben – *und freien Bewohner* überall zum Vorschein komme. Dennoch blieb der Ärger des Ästheten. Ihn störten diese an die Berge angeflickten Städtchen, die Schindeldächer, schwarz und vermoost durch die Jahreszeiten, und er beklagt sich über Unsauberkeit – nachdem in der übrigen Schweiz die Reinlichkeit nicht genug gerühmt werden konnte. Alles klingt noch massvoll; sein Werther aber bricht aus in Zorn über die armen Teufel selbst: *«Pfui, wie sieht so ein Menschenwerk . . . so ein schwarzes Städtchen, so ein Schindel- und Steinhaufen mitten in der grossen herrlichen Natur aus!»* (3. Brief)

Später klingt es noch einmal auf gegen Naturseligkeit und das Lied vom fröhlichen Landmann: Der Ackerbau gefalle ihm nicht, diese erste und notwendige Beschäftigung der Menschen, das Unkraut wachse, Kälte und Nässe lieferten die Bemühungen des armen Landmannes dem Zufall aus, und der Pfarrer bringe erst noch die Sünden seiner Gemeinde mit Naturgeschehen zusammen. (11. Brief)

Waren die armseligen Untertanen auf dem damals kärglichen Boden Sachsen-Weimars gemeint oder die freien Bergbäuerchen?

*

«. . . indes wir in Flecken und Städten unser kümmerliches Bedürfniss zu sichern haben, und nebenher Alles einer verworrenen Willkür unterwerfen, die wir Freiheit nennen.» (8. Brief)

Nach dem turbulenten Anfang mit den Fragen nach der Freiheit der wohlhabenden Bürger in der Schweiz und der armen Teufel an ihren Felsen, geht es in ruhigerer, aber nicht etwa friedfertiger Bahn weiter, doch immer noch mit der Frage nach der Freiheit.

Wenn man bedenkt, dass 1796 schon mehrere seiner grossen dichterischen und methodischen naturwissenschaftlichen Werke vorlagen, verwundert es doch, wie Goethe da noch die Ausbrüche des jungen Schwarmgeistes einfügen und durch alle späteren Ausgaben mitführen konnte. Oder erkannte er in der Mitte seines Lebens in diesen Blättern sich selbst, jung, ungebärdig, noch ungefügt in der Sprache, erkannte er Empfindungen auch der späteren Jahre? Es mögen wenige Texte aus jener Zeit wie diese, in augenblicklichen Stimmungen entstanden, erhalten geblieben sein. Hat er sie als Zeugnisse vergangener Augenblicke mit voller Absicht und mit Behagen eingeflochten, da und dort ausgeschmückt, auf die Reise in die Schweiz ausgerichtet – als flackernde Bojen an seinem Weg zu sich selbst?

So lassen sich denn im zweiten Teil die Briefe zusammenfassen unter dem Motto:

Frei wäre ich selbst?

Texte, auf der Suche nach den grossen und kleinen Freiheiten, nach den Fähigkeiten, sich frei zu fühlen; auch in der Erkenntnis der allenthalben auferlegten Beschränkungen *«welch armseliger Schlucker ich bin»*. Deutlich, überdeutlich ist aber:

«Es ist was Schönes und Erbauliches um die Sinnbilder und Sinnsprüche, die man hier auf den Öfen antrifft. Hier hast du die Zeichnung von einem solchen Lehrbild, das mich besonders ansprach. Ein Pferd, mit dem Hinterfusse an einen Pfahl gebunden, grast umher, soweit es ihm der Strick zulässt; unten steht geschrieben: Lass mich mein bescheiden Theil Speise dahin nehmen. So wird es ja wohl auch bald mit mir werden, wenn ich nach Hause komm und nach eurem Willen, wie das Pferd in der Mühle, meine Pflicht thue und dafür, wie das Pferd hier am Ofen, einen wohl abgemessenen Unterhalt empfahe. Ja, ich komme zurück und was mich erwartet, war wohl der Mühe wert, diese Berghöhen zu erklettern, diese Thäler zu durchirren und diesen blauen Himmel zu sehen, zu sehen, dass es eine Natur giebt, die durch eine ewige stumme Notwendigkeit besteht, die unbedürftig, gefühllos und göttlich ist, indess wir in Flecken und Städten unser kümmerliches Bedürfniss zu sichern haben, und nebenher Alles einer verworrenen Willkür unterwerfen, die wir Freiheit nennen.»

Dieser Text (8. Brief) könnte auf 1775 zurückgehen, ein Entwurf vielleicht: Vater Goethe hatte Lavater aus Frankfurt geschrieben, wenn Wolfgang schon nicht nach Italien weitergezogen sei, möge er nun, nach sechs Wochen, endlich heimkommen.

Die Ofenkachel mit dem Pferd müsste zu finden sein, aber wo?

Während meiner Arbeit an der vorliegenden Studie ergab sich ein Gespräch mit Professor J. R. von Salis, und er sagte, Goethe beschreibe doch in diesen Briefen eine Ofenkachel mit Pferd, Spruch und Mühle, diese sei am Ofen in seinem Zimmer zuhause im Schloss Brunegg. Michael Stettler habe darüber geschrieben. In seiner Arbeit über *«Das Schloss Brunegg»* [6] ist über «Kachelöfen» zu lesen: *Turm . . . Nordzimmer: Winterthurer Turmofen mit polychromierten Kacheln, die moralische und allegorische Szenen mit Bibelsprüchen aufweisen. Signiert Hans Caspar Erhart, Haffner zu Winterthur 1648 . . . Einer der Sprüche unter der Zeichnung eines weidenden Pferdes, das mit dem Hinterfuss an einen Pfahl gebunden, umhergrast, soweit es ihm der Strick zulässt, lautet: «Lass mich aber mein bescheiden theil speiss / Dahin nehmen / Proph. 3 CAP. – Vgl. Goethe, Briefe aus der Schweiz.»*

Dass Goethe auf Schloss Brunegg, damals noch unter Berner Herrschaft, gewesen wäre, ist nicht anzunehmen. Die Frage bleibt offen, wo der Ofen

vorher stand. 1815 kam das Schloss in den Besitz der Vorfahren des gegenwärtigen Besitzers mütterlicherseits; ob von ihnen der Ofen erworben wurde, ob er einst in Zürich oder Umgebung gestanden hat, ist nicht mehr festzustellen. Er soll nach Aussagen von Fachleuten der einzige sein mit der Pferde-Allegorie.

*

Ganz anders ist dann: *«Welche Begierde fühl' ich, mich in den unendlichen Luftraum zu stürzen»* (4. Brief), die Befreiung von Erdenschwere suchend. Wie sie beschrieben wird, denkt man an heutige Segelflieger oder Luftballette der Fallschirm-Springer. Jedoch, auch wenn er mit Spannung die Versuche der Brüder Montgolfier mit ihren Ballons und Fallschirmen verfolgte, auch wenn ihn unsere Fliegerei wohl faszinieren könnte, es ging ihm um mehr, um geistige Anlagen, welche die Menschen im Leben nicht entwickeln können, *«die auf eine bessere Zukunft, auf ein harmonisches Dasein deuten»*.

Erdacht auf Bergeshöhen in der Schweiz? Gewiss, aber auch schon anderswo; in *«Werthers Leiden»* (18. August) sehnt er sich, vom unzugänglichen Gebirge weg und hinzufliegen über Länder und Ozeane; später im *«Faust II»* dann die grossen Verse: *«Ach, zu des Geistes Flügel wird so leicht / Kein körperlicher Flügel sich gesellen.»*

*

Neben dem Traum von der sublimen geht einher jener von der persönlichen Freiheit, das Unbehagen in der Gesellschaft, hier als soziale Schicht mit Pflichten und ungeschriebenen Gesetzen. Er musste sich sagen lassen, man sei unterwegs mit ihm nicht zufrieden gewesen, und er weist es ungeduldig, schuldbewusst zugleich zurück, in dem ihm *«die Höflichkeit unbequem ist, dass das, was sie mir sagen, mich nicht interessiert»*. (6. Brief)

Wie war ihm doch schon die Rokoko-Gesellschaft unangenehm, zu der ihn die geliebte Lili in Frankfurt zog; wie hat sich Frau von Stein über den höfisch beamteten Weimarschen Ministre du Conseil in Briefen beklagt: *«Da springt er wild vom Kanapee, sagt: ‚Ich muss fort!' Läuft ein paarmal auf und ab, rennt zur Türe hinaus . . . sein unanständiges Betragen mit Fluchen, pöbelhaften niederen Ausdrücken»* lasse ihn überall Anstoss erregen, er, der doch geistig über allen andern sei, der *«ungezogene Liebling der Grazien»*.

Von den Pflichten hatte er sich 1796 weitgehend gelöst, seine Abende verbrachte er am liebsten häuslich mit Christiane am Frauenplan, wer weiss, ob er ihrer Tanzfreude zuliebe unter dem Karneval *litt,* und die Prinzen waren zeremonielle Beigabe . . .

Noch einmal ist in den Briefen (14. Brief) von der *verwünschten* Gesell-

schaft die Rede, dann als Abendgesellschaft in Genf, wo er vorgibt, hingehen zu müssen. (Freilich wird in Tagebüchern oder Briefen von 1779 nichts dergleichen erwähnt.) Und er soll französisch reden, eine fremde Sprache, *«in der man immer albern erscheint»*. Sprach er nicht gut französisch von Kind an? Klang es zu hessisch? Las und schrieb er es besser? Hat auch hier Frau von Stein ihn unfrei, unsicher gemacht, mit ihrem höfisch zierlichen Französisch?

*

Irgendwo unterwegs taucht ein junger Mensch auf, er ist Werther und seinem Freund Ferdinand zuwider, seine Leerheit ist augenscheinlich, in Kleidung und Gebaren ein aufgeblasener Geck. Die beiden Freunde fühlen sich umsonst überlegen, sie werden von ihm an die Wand gespielt, bei den hübschen Mädchen ausgestochen, er ist Liebling in der Runde. Die beiden stehen eingeschüchtert, müssen obendrein noch die Hälfte der durch ihn teurer gewordenen Zeche bezahlen. (7. Brief)

Wo mag die Episode stattgefunden haben und wann? Mit Karl August incognito irgendwo in Deutschland? In der Schweiz reisten sie mit Gefolge. – Mit Passavant 1775? Wie immer, ein harmloses Geschehen, mit Humor und Selbstironie geschrieben? O nein. Seht unseren *ungezogenen Liebling der Grazien,* für einmal nicht Mittelpunkt, verdrängt von einem Hohlkopf. Er raisoniert als Einleitung in Richtung der pädagogischen Provinz:

«Was bildet man nicht immer an unserer Jugend! Da sollen wir bald diese, bald jene Unart ablegen, und doch sind die Unarten meist ebenso viele Organe, die dem Menschen durch das Leben helfen. Was ist man nicht hinter dem Knaben her, dem man einen Funken Eitelkeit abmerkt! Was ist der Mensch für eine elende Creatur, wenn er alle Eitelkeit abgelegt hat! Wie ich zu dieser Reflexion gekommen bin, will ich dir sagen» . . . und es folgt die Begegnung mit dem Geck.

Eitelkeit als Tugend? An dem Mann nur verächtlich beschrieben? Hier mag Werther sprechen, der nie Erwachsene ohne Selbstvertrauen, ohne Selbstbewusstsein, auf der Suche nach Sein und Schein.

*

Zwischen den unzufriedenen Abschnitten befindet sich einer, schwer schien er zu verstehen, bis ein Tiefenpsychologe ihn aufschlüsselte:

«Mit welchen sonderbaren Eigenheiten sind wir doch geboren! welches unbestimmte Streben wirkt in uns! wie seltsam wirken Einbildungskraft und körperliche Stimmungen gegen einander!» (5. Brief), und er erzählt: Wenn er einen langen Weg vor sich hingehe, den Arm schlenkere, greife er manchmal zu, wie nach einem Wurfspiess, er schleudere ihn irgendwohin, was weiss er auf wen, auf was; ein Pfeil komme gegen ihn angeflogen, durch-

bohre das Herz, und er schlage mit der Hand auf die Brust und fühle eine unaussprechliche Süssigkeit. Kurz danach sei er wieder im natürlichen Zustand.

Der Tiefenpsychologe war betroffen von der klassisch anmutenden Rollenverteilung von Unbewusstem, Körper und Seele. Das in uns wirkende *unbestimmte Streben* – das Unbewusste; *die Einbildungskraft* – die Seele, die Phantasie; die *körperlichen Stimmungen* – die vom Unbewussten aufgerufenen Effekte:

Da er passiv den Weg geht, aktiviert das Unbewusste den Körper, der mit dem Fassen nach dem Spiess reagiert, mit dem Wurf nach dem unbekannten Ziel – seiner Sehnsucht. Dort werden die Gefühle getroffen, sie kommen gleich dem Bumerang auf ihn zurück, als Pfeil durchbohren sie das Herz – Sitz der Seele und des Glücks. Er klopft an dieses Herz und erfährt die unaussprechliche Süssigkeit des erlebten Ich-Gefühls.

Seit früher Jugend erfährt er öfters diese Erscheinung, sie gleicht einer Art Ritus, mittels dem es ihm gelinge, das latente Gefühl wieder zu aktivieren.

Wie hat wohl Goethe selbst diesen Abschnitt interpretiert?

*

Was ist denn das, dieses sonderbare Streben von der Kunst zur Natur, von der Natur zur Kunst zurück? Deutet es auf einen Künstler, warum fehlt mir die Stetigkeit?

Die Gedanken an und über die Kunst – bis hin zum *leidenschaftlichen Märchen* – liessen sich aus verstreuten Stellen zusammenordnen zu einem geschlossenen Text und dieser als Fingerübung zu einem grösseren Werk.

Erblickt er – Werther-Goethe – in der bedrückenden Gesellschaft eine gezeichnete, eine gemalte Landschaft, entsteht in ihm eine zehrende Unruhe von den Fusszehen bis zum Kopf, er entrinnt dem Zwang, wirft sich draussen auf einen unbequemen Sitz und kritzelt und zeichnet. Solche Szenen sind nur in Weimar zu sehen. 1775 zeichnete er in der Schweiz zwanglos, 1779 sehr wenig, Blättchen, die ihn später an Augenblicke erinnern, deren Seligkeit ihm diese *stümperhafte Übung* in der Natur verschafften. Von ihr, der grossen Natur aus, engt sich der Blick zum Detail eines prachtvollen Früchtekorbes, der den beiden Freunden geschickt wurde, Trauben, Pfirsiche, Feigen, gleich einem holländischen Stilleben. Der Anblick entzückt, aber *«dieser Genuss des Auges und des inneren Sinnes ist höher, des Menschen würdiger»*, als danach zu greifen, davon zu essen. Ferdinand kommt, teilt Bewunderung und Überzeugung, dass dieses herrliche Naturprodukt von ihnen nicht zerstört werden dürfe; sie bleiben nicht etwa in Andacht stehen, der Korb wird der Geliebten Ferdinands geschickt.

Wer ist Ferdinand? Als Freund dabei, auf Reisen, überall, treulich, geistreich und geistesgegenwärtig, weltmännisch, doch auch eingeschüchtert vom eitlen Geck, Werther überlegen. Dieser aber veranlasst ihn, im See zu baden. Er bewundert ihn *«wie herrlich ist mein junger Freund gebildet»*, Adonis, Narziss gleicht er.

Passavant, Begleiter von 1775 zum Gotthard wurde genannt, der brave Pfarramtskandidat, untersetzt, mit kurzem Hals; er hätte einer Geliebten den Früchtekorb geschickt?

Auch die Grafen zu Stolberg wurden genannt, mit am Zürichsee 1775, keiner adonisgleich; genannt zumal der Herzog Karl August, 1779 dabei, von Gestalt auch er nicht göttlich, und eine Geliebte sollte er auf der Reise haben, kaum den Liebeshändeln von Weimar entzogen? In Genf schrieb er: *«Nicht e i n leidlich Weib!»* Ferdinand – eine erdachte Figur, zusammengesetzt aus ihnen allen und aus ihm, Goethe, selbst?

*

Indem die Briefe sich auf die Entwicklung des Kunstgedankens konzentrieren, hinführen zum grossen Abenteuer in Genf – dem Anblick des nackten Weibes – wird ein *liebes Abenteuer* eingeschoben, Begegnung mit dem Weiblichen.

Er und Ferdinand waren bei dem Herrn Tudou eingeführt (12. Brief), es klingt nach *tout doux,* und in diesem Hause sind glückliche, reiche und gute Menschen. Um Eleonore, die Tochter, ist alles leicht, zart, rein. Bei abendlichen Spielen macht sie Verse und versteckte Liebeserklärungen, *«es war mir, als wenn ein ganzer Frühling auf einmal seine Blüten auf mich herunter schüttelte»*. Von dieser pastellenen Welt führen die Betrachtungen zurück zu Natur und Kunst, der Kunstfreund M. (trägt er Züge von Merck in Darmstadt?) belehrt, fördert und bringt eines Tages die lebensgrosse Kopie der Tizianschen Danae. Der Briefschreiber ist beunruhigt, *bürgerlich eingeschränkt* hat er vom Meisterstück der Natur, vom menschlichen Körper nur einen vagen Begriff. Er will ihn sich einprägen wie die Gestalt der Trauben und Pfirsiche. Nachdem er Ferdinand im See erblickt hat, fehlt ihm noch die lebende Venus.

Sie kommen nach Genf, und hier erlebt er das Fest der Augen, die *«schöne Nacktheit»*, der er dann doch erschrocken gegenübersteht. Ein Betrachtender, mehr nicht und auch nicht weniger, versunken im *«schauerlichen Eindruck»*. Zuerst von Skrupeln geplagt, ob er sich freuen oder tadeln solle, ringt er sich durch: *«Sind wir denn nicht gemacht, das Schöne rein zu beschauen, ohne Eigennutz das Gute hervorzubringen?»*

«Ohne Eigennutz» klingt wie eine Wiederholung der Empfindung beim Wegtragen des Früchtekorbes: *«Ja, wir sollen das Schöne kennen, wir*

sollen es mit Entzücken betrachten und uns zu ihm, zu seiner Natur zu erheben suchen.» Selbstlosigkeit als höchster Genuss von Natur und Kunst.

Dennoch gibt er zu, dass seine Einbildungskraft sich entzündete, das Blut sich erhitzte, und er wünscht sich zu den kühlenden Eismassen im Gebirge. Dass es die Eismassen sein müssen, scheint des Deutlichen fast zu viel, kann aber Kunstgriff sein, um die Reise zum Montblanc ins Bild zu rücken, den glaubhaften Hintergrund zu schaffen.

Glaubhaft, ja, wie glaubhaft ist die Geschichte?

Goethe selbst schrieb vom *«leidenschaftlichen Märchen»,* dem nicht beendeten, weshalb die Szene auch schon als erfunden betrachtet wurde, und wahrhaftig sind die Vorbereitungen dazu, die Anstalten, die getroffen werden, im Aufbau schon fast bühnenreif für eine Komödie: Der deutsche Minister im Gefolge des Herzogs macht sich an den Lohndiener des Gasthauses, forsch, um nicht bieder-gehemmt zu erscheinen, *«lieber lasterhaft als lächerlich».* Der Preis mit ihm und der Kupplerin wird vereinbart. Er verlässt die verwünschte Gesellschaft und verwandelt sich unterwegs in den Maler, der Akt zeichnen will; die Entkleidungsszene geht in vollendeter Regie über die Bühne und wie von einer geschulten Schauspielerin gespielt, vom Ablegen der Haube bis zum *«allerliebsten Gesicht»,* das unter der seidenen Steppdecke hervorsieht.

In Genf? Einige Interpreten sehen Rom als Kulisse; dies würde beiläufig den Geistlichen, der in der Gesellschaft neben dem Edelmann und dem Gelehrten anwesend ist, als Standardfigur französischer oder italienischer Gesellschaften, glaubhafter machen als in der Calvinstadt Genf.

Erdacht oder erlebt – die Spur scheint von den ersten Gedanken an Natur und Kunst über den herrlichen Körper der lebenden Venus nach Rom zu führen zum Apoll von Belvedere, seinem herrlichen Körper, und vom Schauen ohne Eigennutz zur dort erlangten Übung *«... das Auge licht sein zu lassen, meine völlige Entäusserung von aller Prätention kommen mir wieder einmal recht zustatten und machen mich im stillen höchst glücklich»* [7].

[1] Die Briefe aus der Schweiz – Erste Abteilung, finden sich in der Artemis-Gedenkausgabe 1949 in Bd. 9, S. 481 ff. Da die verstreuten Stellen einer thematischen Folge zuliebe nicht chronologisch eingefügt wurden, habe ich die Briefe ( ) numeriert. – [2] Herzfelder: Goethe in der Schweiz. Leipzig 1891. – [3] Bode, Wilhelm: Goethes Schweizerreisen, Basel 1922. – [4] Geiger, Ludwig: Einleitung zu «Briefe aus der Schweiz» – Goethes Werke, Berlin 1883. – [5] Die Mitteilung verdanke ich Dr. Wolfgang Herwig vom Goethe-Wörterbuch in Tübingen. – [6] Die Kunstdenkmäler des Kantons Aargau, Band II, Die Bezirke Lenzburg und Brugg von Michael Stettler und Emil Maurer, Verlag Birkhäuser, Basel 1953. – [7] Goethe: Italienische Reise, Rom, 10. November 1786.